



Adolf Endler

# *Nebbich*

Eine deutsche Karriere

Wallstein

*Adolf Endler*  
*Nebbich*  
*Eine deutsche Karriere*



Adolf Endler  
Nebbich  
*Eine deutsche Karriere*



WALLSTEIN VERLAG

Für Brigitte

## VORBEMERKUNG

»Es kam ein Mensch / Zweite verbesserte Auflage / Der Memoirenverkäufer ...« (Geschrieben 1972) – Ich lese ganz gern in Autobiographien; aber glaube ich ihnen? Das vorliegende Buch könnte man als eine Autobiographie aus Splintern lesen, mit einer gewissen Hintergründigkeit zusammenmontiert aus erzählerischen Fragmenten nicht selten phantasmagorischen Charakters, aus essayistischen Porträts von (meistens unbekannteren) Kollegen, die für den Autor eine Rolle gespielt haben, aus Tagebuchnotiz und zeitkritischer Glosse; aus manchem anderen noch, z.B. zwei oder drei Zitat-Collagen, die auf die historischen und gesellschaftlichen Umstände weisen, wie sie das Leben des Autors wesentlich mitbestimmt haben. Man dürfte sich ja kaum verrechnen, wenn man behauptet, daß das Leben eines Menschen zu mindestens drei Vierteln aus Träumen und Tagträumen (»längeren Gedankenspielen«) besteht und zum geringsten Teil aus dem, was man z.B. »Karriere« nennt. Sie können sich also denken, daß ich Friedrich Schorlemmers liebe Empfehlung in den Monaten der »Wende«, die jetzt zusammengeführten ost- und westdeutschen Leutchen möchten sich zum besseren gegenseitigen Verständnis ihre unterschiedlichen »Biographien erzählen«, für einen einigermaßen naiven Ratschlag gehalten habe. Noch weniger gehalten habe ich von jener gehässigen Karikatur, welche Daniela Dahn zu Beginn ihres wahrlich dubiosen Bändchens »Westwärts und nicht vergessen« nicht ohne zustimmende Häme beschreibt: »Es gibt dazu eine treffende Karikatur: Auf einer kleinen, baldachingeschützten Balustrade stehen ordengeschmückte Hochwürden, neben ihnen ein Ritter mit einer Lanze. Sie alle schauen auf einen

Mann im Büßerhemd, der an einen Pfahl gebunden auf einem Scheiterhaufen steht. Vor ihm hockt ein Richter in Robe, der gerade das Streichholz entzündet und dazu sagt: ›So, gleich können wir uns gemeinsam unsere Biographien erzählen.« (Eine mindestens tausendseitige und glitzrige »Geschichte der DDR-Nostalgie 1989 bis 2004« wäre mit Sicherheit zur Zeit unheimlicher und aufschlußreicher als eine »Geschichte der DDR«, weshalb merkt das keiner? Nicht unpolemische Ansätze finden sich gleichfalls in diesem Buch.)\* Nein, und um es umfassender zu wiederholen: Ich halte es trotz nicht weniger lesenswerter Autobiographien letztendlich für ganz und gar unmöglich, daß zumal ein Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts in befriedigender Weise in der Lage sein könnte, seine »Biographie zu erzählen«, nee, nee, nee, selbst dann nicht, wenn man ihn zu diesem Zwecke einem Scheiterhaufen überantwortet. Man sieht es diesem Buch »Nebbich« vermutlich an, welches zunächst mit dem etwas merkwürdigen Untertitel »Autobiographische Fragmente und Phantasien« versehen werden sollte, mit dem Haupttitel »Alles Prologe; alles Epiloge«.

(Berlin-Pankow, 12. Februar 2004)

\* Franz Fühmann im Jahr '81 (23.1.) in einem Gespräch mit Horst Simon: »Aber wenn ich mal so zurückschau auf die letzten fünfundzwanzig Jahre, dann waren's *vorwiegend schmerzliche und bittere Erfahrungen*, dem Wesen nach Enttäuschungen, Abbau von Hoffnungen, ein immer mehr wachsendes Gefühl, ohnmächtig zu sein ...« – Keine drei Jahre später (am 26. 5. 83) der kürzlich verstorbene DDR-Autor Herbert Otto in der *Märkischen Volksstimme*: »Der *Rohstoff Glück*, der wird, glaube ich, *massenhaft angeboten* durch die Art des menschlichen, des sozialistischen Zusammenlebens, das wir in unserer Gesellschaft organisiert haben. Es ist an jedem, daraus für sich persönlich etwas zu machen.« – Inzwischen tendiert die Meinung der Mehrheit in Ostdeutschland eher zu der ottoschen Sicht, wie es neuerdings scheint.

## NEUNZEHNHUNDERTVIERUNDVIERZIG

Gespielt hab ich mit Bombensplintern.  
*Günter Grass*

Bücher, halb verbrannt, angekohlt, feucht, verdreckt: »Vom Kaiserhof zur Reichskanzlei; Deutsche Frauen, deutsche Treue; Der Gasmann; Reiter in deutscher Nacht.« – Mit elf, mit zwölf hat E. Bomben- und Flaksplitter gesammelt und getauscht gleich Rühmkorf oder Wosnessenski, die es beide für mitteilenswert hielten. Als er 13 Jahre alt wurde, war E. zum Sammler von Broschüren und Büchern geworden, wie sie nach jedem Luftangriff verwaist in den schwelenden Trümmern herumgeflattert sind. (Nein, E. ist kein Feind der Bomberpiloten gewesen; die Vokabel »Terrorangriff«\*, wie-wohl dem Vorgang gerecht, ist nie über seine Lippen gekommen, erkannt als Nazi-Ausdruck. Schon 1941 war das Kind – unklar die Gründe – in Gedanken zu jenen übergelaufen, die *BBC London* oder *Radio Moskau* hießen; schon das klirrende Strüppicht »Stalingrad«, das ist gewiß, hat es mit den Augen der Alliierten gesehen und bewertet.) Was nur hat der aufgeregt sammelnde Knabe von den Büchern gehalten, die er zu Dutzenden, zu Hunderten aus den Schuttbergen Düsseldorfs gebuddelt hat – wie manchmal auch Leichen –, von süßlichem Kalkgeruch umschwärmt?; sind sie ihm vor allem Kuriositäten gewesen? Immer wieder wurden die Bücher gezählt, immer wieder neue Titel-Listen verfaßt, als gelte es, der Um- oder Nachwelt Kunde zu geben von etwas Merkwürdigem: »Die Helden von Scapa Flow; Blitzkrieg in Polen; Nacht über Malmaison; Mit der Leibstandarte im

\* »*Terrorangriffe* als Vergeltung behalte ich mir vor.« (Adolf Hitler in einer »Weisung für die Führung des Luft- und Seekrieges gegen England« vom 1. August 1940)

Westen; Orlog und Safari; Feldpostblüten; Narvik.« Gezählt und gezählt, als wäre das da, aufgestapelt im Kohlenkeller, ein kostbarer Schatz gewesen: »Deutsche am Nanga Parbat; Von der Maas bis an die Memel; Alle Wasser Böhmens fließen nach Deutschland.« Manche der Bücher mußten auf dem Hängeboden getrocknet, manche neu zusammengeklammert, zusammengeklebt werden, nicht wenige blieben Halb- oder Viertelbücher; und alle sind nun dahin, dahin ... Erhalten haben sich Reste der Listen, halb verbrannt, angekohlt, feucht, verdreht; Zeugnisse des Beginns einer Sammler-Karriere der anderen Art.

(November 1999)

## ZWEI FRÜHE LIEBESGESCHICHTEN

Das Schreckliche am Altern ist,  
daß man jung bleibt.

*Oscar Wilde*

**1 Der Rostfleck** Der Quasi-Kehrrim meines längsten Gedichtes aus den Fünfzigern lautet recht reimlos: »Papiermühle, Wasserwerk, Henkel, / Dreieck, in dem ich wohne.«\* Daß die »Papiermühle« am Rheinknie zwischen Düsseldorf-Holthausen und Düsseldorf-Benrath zuerst genannt wird, hat sicher rhythmische Gründe, und trotzdem ... Ja, das heute nicht mehr existente Backsteinhaus, das der Papiermühle als Direktionsgebäude rheinwärts vorgelagert war, hatte für den fünfzehnjährigen Gymnasiasten eine ganz besondere Aura: In einem Zimmerchen im dritten Stock hauste Charlotte Branitzer. (Wohin mag sie entschwinden oder entführt worden sein?; lebt sie überhaupt noch?)

Ein ganzes Jahr lang stieg ich zweimal täglich in die Linie 18 der Straßenbahn, es muß noch *vor* der »Währungsreform« gewesen sein, die zwischen dem Düsseldorfer Hauptbahnhof und dem Schloß in Benrath verkehrte und auf der Charlotte Branitzer zwischen ihrem Lyzeum in der Innenstadt und der

\* Das vier- oder fünfseitige Poem »Dreieck, in dem ich wohnte: Düsseldorf«, meiner Kindheitslandschaft im Süden Düsseldorfs gewidmet, muß in den Jahren '57/'58 entstanden sein, basierend auf zehn Jahre älteren Notizen; immer wieder um Nuancen verbessert (?) die poetische Beschreibung einer Industrielandschaft am Niederrhein, findet sich die endgültige Fassung in dem 1981 und 1988 im Leipziger Reclam Verlag erschienenen Band mit dem für manchen befremdlichen Titel »akte endler«. Wiewohl der klassenkämpferische Schluß heute ziemlich realitätsfern anmuten muß – »Ach, schallendes Dreieck, aus dem sie aufbrechen werden zum roten der Stürme« –, hat es verrückterweise seinen Weg bis in die Sammlung exemplarischer Landschaftsbeschreibungen gefunden, die, dem Vorbild der borchardtschen Sammlung »Der Deutsche in der Landschaft« folgend, 1993 unter dem Titel »Die Sprache der Land-

Haltestelle am Rheinknie pendelte. Ihr Stammplatz war auf dem hinteren Perron des Anhängerwagens, meiner bald auf dem vorderen Perron, ihr genau gegenüber, wenn auch getrennt durch den übrigen Wagen. Niemals habe ich ein Wort mit dem etwas älteren Mädchen gesprochen, ihren Namen hatte mein damaliger Freund Oswald Toppelt auf meine Bitte hin ausgespitzt, niemals habe ich mit Charlotte Branitzer auch nur einen Gruß getauscht; zehn Minuten seliges Anstarren bis zur Haltestelle an der Papiermühle oben am Rhein, das war alles, was ich der stets gleichmütig Blickenden bot – bemerkt haben müßte sie mich ...

Und welch ein Schock es für den Schüler und Jungen Lyriker gewesen ist, als sich am Ende dieses beseligten Jahres die Kleidung Charlottes bedeutungsvoll veränderte vom Halstuch bis zu den Strümpfen und Schuhen! Fast unmerklich erst geschah es, dann rapid, verwirrend zunächst, dann schmerzhaft für mich wie ein Faustschlag unter das Herz. Anfangs hatte Charlotte Branitzer ein eher schäbiges, ein schwärzliches oder schwarzes, ein typisches Nachkriegskleidchen getragen; es wirkte wie aus einem abgetragenen Trauerkostüm der Mutter geschneidert und ärmlich und eifeldörflich und brav. Den sicher entscheidenden Zusatz, ein Beigemisch von Abenteuerlichem, Zigeunerischem, stellte eine knallrote Kunstblume dar, ziemlich kitschig und im schrillen Gegensatz zum Dunklen und Schlichten, eine Schießbudenrose aus Crêpe-Papier, die sie in all den Mona-

schaft« im Verlag J. B. Metzler erschienen ist, herausgegeben von Carmen Schäfer und Wolfgang Storch. Noch verblüffter bin ich ob des Umstands gewesen, daß ein jüngerer Düsseldorfer Poet unter dem Pseudonym Ferdinand Scholz Ende der Neunziger eine wahrlich nicht schlechte Adaption publiziert hat, in der sich auch die Zeilen finden: »Keine Aufbrüche *zum roten der Stürme* mehr. / Statt dessen überall / Diese nassforschen Froschmäuler, entsichert.« Ein Foto dieses aus Holt-hausen-Niederheid stammenden Dichters zeigt ihn als »Erstkläßler« auf der nicht sehr langen Walther-Rathenau-Straße. Und es fällt mir ein: Meine ersten Gedichte habe ich aus der »Walther-Rathenau-Straße 13« in die erst später etwas interessiertere Welt geschickt – mit sechzehn; Wehmut.

ten nicht von der Brust tat, wenigstens auf ihrem Schulweg nicht.

Gewiß war ihre Kleidung, die heute eine Zehnjährige ihren Eltern empört an den Kopf werfen würde, letztendlich nichts anderes als die Illustration zu den Mangelerscheinungen auf dem Textilmarkt in den ersten Jahren des Nachkriegs; für mich bedeutete sie mehr, sie kam mir vor allem auch wie trotzig Schrulligkeit vor, die ich als verwandt empfand ... – Plötzlich war alles anders; plötzlich stand sie in schwungvoll geschnittenem, damals modischem Gelblichgrau auf ihrem hinteren Perron – schien nicht auch ihr Körper fließender, flatternder an der Haltestange zu lehnen, weniger hölzern? –, plötzlich trug sie ein schickes lilafarbenes seidenes Halstuch statt der prahlenden Rummelplatzrose, plötzlich trug sie legere Sandalen – oder waren es »Slipper«? – und nicht länger den eckigen kindlichen Schnürschuh von Salamander. Ich habe es als Verrat empfunden, als Bruch einer geheimen Abmachung, welche sie, ich gebe es zu, möglicherweise gar nicht kannte, als Treulosigkeit! Gewiß, untreu war mir Charlotte Branitzer über Nacht geworden.

Ich litt; und wie glücklich war ich gewesen; abends, wenn ich im Bett lag, brauchte ich nur ihren Namen laut vor mich hin zu sprechen – und Wirrnis und Zerfahrenheit waren verfliegen im Nu. Ach, Schluß war es mit der »Ausgeglichenheit« unter dem Sternbild Charlotte! Denn was konnte ihr jäher Gesinnungswandel in puncto Mode anderes bedeuten, als daß sie sich einem Fremdling, wahrscheinlich dem Sproß einer anderen Klasse, wahrscheinlich einem Mitglied des Benrather Ruderclubs, zugewandt und auch gleich in die Arme gegeben hatte, für den sie sich lilafarben, hellgrau oder gelblich in Schale warf.

Oft habe ich stundenlang ihrem Haus gegenüber gewartet an dem Knick der Straße zwischen Holthausen und Benrath, wo sie den Rhein berührt, um Charlotte Branitzer doch noch zu überraschen mit ihrem heimlichen Seitensprung. Ein rostiges und krummes Eisengeländer flankiert dort die Straße (flankierte?): Ich hielt es so krampfhaft, so fest mit der Linken

umspannt und so lange, bis der Rost sich in meine fünfzehnjährige Haut fraß: Hier, sehen Sie, dieser kleine rote Rostfleck in meiner Lebenslinie, der geht nie wieder weg! ... Weshalb weigert sich alle Welt, die rostbraune Stelle wahrzunehmen? Man müßte sie überdeutlich erkennen können; sie flimmert sogar auf meiner Netzhaut nach für eine Weile, wenn ich sie mehr als fünf Minuten lang angestarrt habe.

**2 Die Totenbretter** Sie wohnte in Essen-Bredeney, ich in Düsseldorf-Wersten; wir trafen uns meistens in dem kleinen Bahnhof von Kettwig/Ruhr, stets am Sonntag. Einmal jedoch ließen wir durch ein Reisebüro zwei Zimmer in Frauenau im Bayerischen Wald mieten, einer Ortschaft bei Zwiesel; berühmt sind die Glasbläserhütten ... Nein, die Glasbläser waren nicht unser Ziel. Die Achtundfünfzigjährige zog Wanderungen auf einsamen Wegen vor, der Zweiundzwanzigjährige auch. Nicht immer gelangten wir bis zum äußersten Punkt unserer alltäglichen Wanderung, bis zu der schindelwandigen winzigen Kapelle, deren Außenwände bedeckt waren von einer Gruppe jener Erinnerungstafeln, die man in den Tälern dort »Totenbretter« nennt.

»Totenbretter« (nicht »Marterln«) findet man vermutlich nur im Bayerischen Wald; schmale, lange Bretter, zugeschnitten jedes aus dem breiteren Brett, auf dem der Leichnam aufgebahrt gelegen hat, und von den Gebirglern am liebsten und truppweise in der Nähe der Hochmoore aufgestellt und überall dort, wo sie offen den Stürmen und der Hitze ausgesetzt sind und der Feuchtigkeit. Es wird einem erklärt: Erst wenn sein Brett zerfallen ist und zu Nichts geworden, hat die Seele des Toten Ruhe gefunden, wie lange es noch dauern wird, das kann man ablesen am Zerfallsgrad des Totenbretts; eine Art Streckenmesser des Weges zur Seligkeit also, »praktisch«, nicht wahr?

Schwer wiederzugeben, welchen Eindruck es auf mich gemacht hat, wenn Gertrud so um vier Uhr nachmittags eingeschlafen vor dem Prospekt der zerfallenen Bretter saß, vor

der mit der Zeit in den Boden sinkenden Kapelle? O dieses Gesicht, die Rinnen unter den geschlossenen Augen, die tiefere, welche, vielfach gebrochen durch tröpfchenähnlich verdickte Poren, einen Kraterhalbkreis unter dem Auge bildete, dann die zweite Furche, von der ersten abzweigend, das Relief eines vom Sandsturm gekräuselten und gefälten Wüstenwadi, das die ganze Gesichtshälfte zu erobern begonnen hatte: Wange, Nasenflügel und Schläfe ...

Und, o, diese Totenbretter!: Tiefe Risse hatten eines von ihnen zerspalten und auseinandergesprengt zu grauen Lappen, mattgrauen, die an den dunkleren Schindeln hingen wie Wischtücherfetzen; ein zweites, noch unzerbrochen, starrte leer und wie blind, entledigt des Namens und des mitgegebenen frommen Wunsches dank Wind und dank Wetter; andere wirkten noch einigermaßen stabil, wenn sie auch stellenweise von einer dicken Schimmelschicht überzogen waren, durch welche die Inschriften schimmerten, nicht wie Buchstaben, sondern wie Käfer! Ich entzifferte eine von ihnen – der Fuß dieses Brettes lief aus in die Form eines Herzens, dessen Spitze in die Erde hinunterzeigte –, ich las: »Denkmal der ehrengedachten Therese Keilhofer. / Holzhauersehefrau geb. 1878 gest. 9. Februar 1898. / Ruhe sanft im Schooß der Erde / Und bitte dort für uns bei Gott / Bis wir dann vereinigt werden / Nach einem frohen seligen Tod.« Nach einem frohen Tod.

Es war ein unerträglich schwüler Spätnachmittag, und ich sah, daß das Weiß, das kränkliche, das Herzschwächenweiß, das plötzlich in Gertruds verfallendes Altersgesicht geschossen war, auch das Brett der so jung verstorbenen Keilhoferin überzog, all seine Farben, die hell- und funkelgrauen des Holzes, das fade Grasgrün und das fettere der verschiedenen Schimmelskulturen. Und wie das Brett waren auch die Höhen und Tiefen des Frauengesichts, die knochigen Partien, die unbestimmten und sich verwirrenden, und die schlaffen, waren sie unvermittelt eingesponnen in staubgraue Spinnfäden!, unvergeßlicher Film.

Und ich erzähle es, wagemutig genug, Sequenz für Sequenz, ich erzähle: »... und in Gertruds Stirn hing das dürre Gebein

einer getöteten Zikade, hingen stachlige Reste im weißglänzenden Flausch aus Spinnfäden – die Spinne hatte wahrscheinlich ihr Versteck in den Schindeln –, und auf dem Lid ihres rechten Auges zuckte verzweifelt ein kleiner Dukatenfalter mit schon zusammengepreßten Flügeln, zuckte nur noch in langen Abständen wie eine entmutigte Wimper – ehe ich lange nachdenken konnte, hatte ich den Falter von seinen Fesseln befreit, ein schwer faßbares Glücksgefühl krampfte mein Herz zusammen, er flog einen großen Bogen um die Kapelle herum und ließ sich nieder erst auf dem rechten Handrücken, jäh auf dem linken, zitterte mit den Flügeln, als wäre er noch unschlüssig ob seiner Zukunft, hüpfte wispernd auf meinen Zeigefinger und blickte mich an und sagte etwas so Delikates, dieser Dukatenfalter, daß keiner es gewagt hätte ... Sie werden nicht von mir erwarten, daß ich Ihnen wiederhole, was mir damals prophezeit worden ist.«  
PS.: Und dann wieder Essen-Bredeney und Kettwig, und dann wieder Düsseldorf-Wersten, wie auch der Abstecher in den Bayerischen Wald – wichtigere Momente meiner Autobiographie (die unwichtigen findet man im Lexikon verzeichnet). Später haben die Familien Gertruds nach mir gefahndet und wollten Auskunft über das »Verhältnis« erhalten, das in Gertruds Papieren irrlichternd umhergeschwirrt sein muß: »Sind Sie der ...?« – »Ja!« – Weiteres wurde nicht mitgeteilt.

(2001)

## MOMENTE / WIDMUNG FÜR PETER HUCHEL

Der Mensch ist ein Flickwerk,  
ein kunterbuntes Durcheinander.  
*Montaigne*

1 Momente nur, nicht mehr – dreimal bin ich Huchel leibhaftig begegnet –; vor allem aber *ein* Moment in Heidelberg im Jahr '54 während eines jener von westdeutschen »Petitionskreisen« organisierten (und, seid sicher, von der DDR finanzierten) »gesamtdeutschen Gespräche«, vorbereitend u.a. eine »Deutsche Begegnung vom 5.-7. November 1954« in Berlin, in Ostberlin. Als einer der Delegierten der DDR war Peter Huchel nach Heidelberg gekommen, der zumindest mir als großartiger Lyriker schon vertraut war (wem noch in der Gruppe?); und ich hielt mich gemeinsam mit Hermann Lenz an seiner Seite – Hannes Schwenger schwört bei allen Heiligen, daß es nicht Hermann Lenz gewesen sein kann –; Huchel erinnerte immer noch ein wenig an den in sich gekehrten »Wendenburschen«, als der er kurz nach dem Krieg in der Zeitschrift *Ost und West* von Günther Birkenfeld vorgestellt worden war: »Und wenn er barhaupt ... über die märkischen Felder bei Potsdam schweift ..., mit leicht gesenktem Kopf einen sandigen, von hohen Birken gesäumten Flurweg entlanggeht, nein, eher schon entlangdöst, so kommt da aus der Vergangenheit ein Wendenbursche herauf.«

Eine Rede bot Huchel in Heidelberg nicht, auch sonst hielt er wohl den Mund\*, außer im friedlichen, zivilen und wort-

\* Nach der Niederschrift dieser paar Seiten bin ich neuerlich auf Rolf Haufs' »Bildnis Peter Huchel« aus der Mitte der Achtziger gestoßen, dessen zweite Strophe mit meiner frühen Beobachtung auf verblüffende Weise korrespondiert: »In Weimar sah ich Sie wieder / Als Präsident einer kulturellen Veranstaltung / Wieder haben Sie nur geschwiegen / Wie macht er das, dachte ich / Als Präsident. Kein Zeichen / Keine Bewegung wem denn das Wort erteilt war.«

armen Gespräch mit seinen beiden Begleitern, da wir durch die heidelberger Gassen schlenderten. Man konnte den Eindruck gewinnen, als wollte er sich unsichtbar machen, als würde er sich »zurücknehmen« wollen: Zwei Jahre vor der heidelberger Tagung hatte Huchel einige Sätze gesagt (geschrieben) – der *Aufbau*-Artikel war mir vor der Veranstaltung in die Hände gedrückt worden –, die er vermutlich jetzt schon bereute. Der Aufsatz war geprägt von einem nicht sonderlich erhabenen Anti-Amerikanismus, der »die Intellektuellen in die tödliche Umarmung der amerikanischen Kulturpolitik« treiben sah; es waren Bemerkungen, die die (unausgesprochene) Frage nahelegten, ob nicht zuletzt an Melvin J. Laskys eigentlich ziemlich großartige Zeitschrift *Der Monat* gedacht war ... Huchel weiter – und es war natürlich Westberlin ins Auge gefaßt –: »Wir schreiben das Jahr 1952, und die ersten Vorboten der Barbarei sind schon lange wieder in die Mauern unserer Stadt eingezogen ... Noch können wir sie zurückschlagen! Wir müssen sie zurückschlagen!« (Der reinste »Panzerbär«!, um des Himmels willen!) In den Straßen am Neckar schien das alles abgetan und dahingeschwunden, man konnte kaum noch glauben, daß jene übermilitanten Sätze von Peter Huchel geschrieben worden waren. Statt dessen (und vielleicht ist es ja eine kleine Demonstration gewesen) beharrte Huchel darauf, »ins Kino« gehen zu wollen, und zwar mit einer mäkelnden Konsequenz, die an ein Kind erinnerte, das unbedingt ein Schokoladeneis gekauft bekommen wollte ... »Ich will endlich einmal einen richtigen amerikanischen Detektivfilm sehen«, murkte Huchel; kein Zweifel, daß er sich nicht »aus Studiengründen« diesem Vergnügen widmen wollte. Wir fanden alsbald ein Kino; der Film jedoch ist relativ grau und langweilig gewesen. Huchel, etwas einsilbig: »War nicht sehr großartig, wie?«

2 Gleichfalls am Rand der heidelberger Tagung erlebt: Ich überreiche dem Dichter einen der kulturpolitischen Leitartikel, wie ich sie in jenen Jahren für die in Düsseldorf (nicht

in Schwerin) erscheinende Kulturbundzeitschrift *Heute und Morgen* allmonatlich im edelsten Stil verfaßte, und will von dem verehrten Mann wissen, was er davon hält. Es muß da so etwas wie »*Dadurch* rücken wir der Wiedervereinigung ein gutes Stück näher« gestanden haben; ich weiß nicht mehr, *wodurch*, ich weiß den Inhalt des Artikels nicht mehr. Aber das mißmutige Urteil Peter Huchels habe ich heute noch im Ohr: »Hören Sie 'mal!, *dadurch* – das ist ja das purste *Feuerwehrdeutsch!* Können Sie nicht auf solche Wörter verzichten?« (Eine für meine spätere Prosa ungemein folgenreiche Antwort; insofern darf man diese Memoire zu den Stückchen rechnen, die ich gerne »Prologe« nenne.)

Seit diesem Moment vor fast fünfzig Jahren stellt sich die Vokabel »*dadurch*« in meinen Schriften nirgendwo mehr ein; sobald sie sich mir anbot, habe ich wie elektrisiert nach Äquivalenten gesucht, seither häufen sich vor allem in meinen Essays Formulierungen wie »Solcherart«, »So« oder »Auf solche Weise«, auch sie nicht selten mit schlechtem Gewissen präsentiert. Wie tief mich Huchels schroffes (nein, keinesfalls freundliches) Verdikt getroffen hat, wird durch den Umstand unterstrichen, daß der ja eigentlich minimale Vorgang modifiziert auch in einem meiner verrückteren Prosastücke in dem Band »Ohne Nennung von Gründen« (1985) durchgespielt wird, Jahre nach dem Tod Huchels, nämlich nach der Entdeckung eines höchst fatalen »*Dadurch*« in Huchels *Sinn und Form*, genauer: in einem unter Huchels Federführung in *Sinn und Form* abgedruckten Gedicht von Johannes R. Becher, »Das Altersgedicht« überschrieben: »Von den Gedichten meiner Jugend / Unterscheidet sich / Das Altersgedicht / *Dadurch*, / Daß es der Jugend gewidmet ist, / Ihrer Kraft, ihrem Leuchten, / Ihrem *strebenden Bemühen* / Um den Frieden, / Um das Neue.« Kommentar eigentlich überflüssig: Eine Unsäglichkeit sondergleichen, lieber Peter Huchel; und ich denke manchmal, daß es dieses »Gedicht« gewesen ist, daß Sie nachträglich noch besonders empfindlich gemacht hat für die Vokabel »*dadurch*«, vom »*strebenden Bemühen*« 'mal zu schweigen.

In meiner phantastischen Story aus den frühen Achtzigern geschieht es übrigens, daß Johannes R. Becher selber im »Pressecafé« der Nachkriegsjahre das Verslein meinem Schelmen-Helden Bubi Blazezak vorliest, um die Meinung des »Mannes aus dem Volke« zu erfahren. Bubi reagiert mit dem Blablabla, wie man es selber oft schon bei »Lesungen« gehört hat: »*Man müßte vielleicht häufiger Gedichte hören*, und nicht nur hören, sondern vielleicht auch lesen! DADURCH«, versucht er sich zu entschuldigen und betont das auch von Johannes R. Becher ausdrucksvoll hervorgehobene Wort aus dem Feuerwehrdeutsch, »dadurch, daß ich hauptsächlich Landschaftsbücher lese ...« Und siehe: »Johannes R. Becher steckt sein Gedicht *geschockt* wieder ein ...« Wie auch ich in Heidelberg im Jahre '54 meinen wunderbaren Leitartikel (im Stil Thomas Manns geschrieben) rasch weggesteckt habe und nie wieder hervorgeholt.

(März 2002)

## ZU EINER GRAFIK VON MAX ERNST

Alles in Schußweite einer schmalen Broschüre,  
zusammengefaßt von den Worten PROBLEME  
DER ZUKUNFT ...

*André Breton*

1     Nein, das wird nichts, das wird nichts! Nimmermehr wird es dem Autor gelingen, ein Papierschiffchen oder einen Papierhelm zu kniffen aus diesem Zitat, entnommen dem Rechenschaftsbericht Josef Stalins an den XVIII. Parteitag; am 10. März '39 soll es gewesen sein; Stalin: »Im Jahre 1937 wurden Tuchatschewski, Jakir, Uborewitsch und andere Ungeheuer zur Erschießung verurteilt. Danach fanden die Wahlen zum Obersten Sowjet der UdSSR statt. Die Wahlen brachten der Sowjetmacht 98,6 Prozent der Stimmen aller Wahlteilnehmer. Anfang 1938 wurden Rosenholz, Rykow, Bucharin und andere Ungeheuer zur Erschießung verurteilt. Danach fanden die Wahlen zu den Obersten Sowjets der Unionsrepubliken statt. Die Wahlen brachten der Sowjetmacht 99,4 Prozent aller Stimmen der Wahlteilnehmer. Es fragt sich, wo sind denn hier die Anzeichen einer *Z e r s e t z u n g*, und warum kam diese *Z e r s e t z u n g* nicht in den Wahlergebnissen zum Ausdruck?« (Ein siebzehnjähriger Stalin-Fan: »Faszinierend diese volksnahe, einmalig schlichte Rhetorik! Ruckediguh, ruckediguh! Man glaubt, ein Gedicht von Brecht zu lesen! Ruckediguh, ruckediguh!«)

2     Eingegattert in einen fünffach gezackten Gußeisen-Stern (auch ein roh zusammengezimmelter Brettersarg in der ungewöhnlichen Gestalt eines Fünfecks könnte es sein, in das man noch lebendigen Leibes eingespannt wird): Vogelköpfiges mit jungem Busen, fast Schlankes, die Arme zu kaum

noch freiwilligem Tanz hochgehoben, oder ist auch das Maskerade?, von unten her oder hinterrücks umschlungen von Gallertartigem, Geblähtem, von häßlich geschwänztem Gedampfe, Gemampfe ... Der Tanz des Kots mit der Taube, der Fäkalie mit der Irritation? Eine Kreuzigung im Dreiviertelakt des Staatlichen Volksinstrumenten-Orchesters und nach verschollenen Jugendstil-Mustern? Ebenso ließe sich an eine Vergewaltigung, an eine Hochzeitsnacht denken, ruckediguh, ruckediguh! (Ein Ehebett wäre das Fünfeck, der offene Sarg?) – Das also ist es, müssen wir entgeistert erkennen, für das wir uns ein halbes Leben lang schön gemacht haben, für das wir so viele Halsketten und Kostüme, Duftwässer, Redensarten und Schwämme geprüft. Ach, ich würde es gern den BALL DER BESTEN UNTER DER KELLERTREPPE nennen; nicht ganz zu verwerfen auch die Titel PARTEITAG DER SIEGER oder DER STERN DER GEBORGENHEIT, oder man nenne es einfach MAX ERNST SUCHT DIE FORMEL ...

3 Max Ernst in Paris sucht die Formel, Max Ernst in Paris sucht die Formel, Max Ernst in Paris sucht die Formel, Max Ernst in Paris sucht die Formel; der bayerische Lyriker J. R. B. in Moskau – und in der gleichen Berichtsperiode – hat sie gefunden! Ja, laßt sie mich ein einziges Mal noch, ein letztes Mal sehen, ehe sie sekretiert werden, dieses Geburtstagsbillet samt stacheldrahtumwobenem Blumen- und Heftpflasterstrauß, diese sauberen Fingernägel des Knaben aus München, der seinen Knicks übt: »DU HEGST MIT DEINER STARKEN HAND / DEN GARTEN DER SOWJETUNION / UND JEDES UNKRAUT RUPFST DU AUS / DU MUTTER RUSSLANDS GRÖSSTER SOHN // NIMM DIESEN STRAUSS MIT AKELEI / ZUM ZEICHEN FÜR DAS FRIEDENS BAND / DAS FEST SICH SPANNT / ZUR REICHSKANZLEI.«\* / ... schön wie

\* Von dem gleichen Dichter stammen diese 1954 veröffentlichten poetischen Konfessionen: »... überall in der Sowjetunion wird man erleben,

das zufällige Zusammentreffen einer Nähmaschine und eines Regenschirms auf einem Seziertisch, da alle Notausgänge verrutscht, alle Flugschneisen gründlich vermint sind, ruckediguh!

4 Aus einem Brief des Romanisten Karlheinz Barck an den Verfasser: »PS. Wenn Sie Lust haben, könnten Sie gelegentlich auf 1 Seite (& in welcher Form auch immer) notieren, was Ihnen zu der Zeichnung von Max Ernst einfällt, die dieser 1939 in einer deutschen pariser Exil-Zeitschrift veröffentlichte. Wir hätten dann ein kleines surrealistisches Cadavre exquis ...« (So, man muß es mir glauben, im Herbst '86 in der DDR.) Erst viel später habe ich herausgefunden, daß Max Ernst das Fünfeck, in dem zwei schwammige Wesen, miteinander verflochten, miteinander ringend, bereits 1936 verwendet hat, und zwar als Illustration zu André Bretons »Le château étoile« – O Welt des Zufalls! –, welches ich für das ungeheuerliche und '86 im Reclam Verlag Leipzig erschiene Buch »Surrealismus in Paris 1919-1939« nachgedichtet habe; man findet es dort unter dem Titel »Haus aus Funken« und es beginnt mit den Zeilen: »Der Falter der Nachdenklichkeit / Nieder setzt er sich auf das rosafarbne Gestirn / Ein Ereignis das ein weiteres Fenster zur Hölle aufmacht ...« Undsowweiter.

(1986/2003)

wie *tief innerlich*, wie organisch das Künstlerische mit dem Volksinteresse verbunden ist ... Angesichts dessen ist es geradezu absurd anzunehmen, daß gewisse Schriftsteller ... irgendwie und irgendwann einmal in der Sowjetunion oder in allen Ländern, in denen eine neue Gesellschaftsordnung sich gebildet hat, mit Interesse rechnen können. Alle diese Schriftsteller würden zusammen mit ihren Werken im *Frost der Interesselosigkeit* elend zugrunde gehen, und selbst ein *Naturschutzpark* oder ein *Museum*, beide künstlich erwärmt, würden sie nicht vor *dem Kältetod retten*.«

## DER WITTENBERGE-ZYKLUS / EINE MEMOIRE

*Abschied von einer Stadt: Wittenberge*

*Als ich dich verließ, stach Sturm durchs Geländer der Brücke.  
Rauchfahnen hingen dir wirr ins Gesicht wie schmutziges  
Haar.*

*Häßliche Schöne! Mit der Kette der Abschiedsblicke  
Bind ich für immer dich an mich –  
mein Herz ist ein Archivar:*

*Als ich dich verließ, sind Eisschollen nordwärts geschwommen;  
Um sie haben sich rötliche Schaumballen tänzelnd gedreht,  
Speichel des Werks, die aus Röhrenmund stoßweise kommen.  
Du hast mir als Abschiedsgruß Gestank wie von Lumpen  
geweht ...*

*Dumpf klapperten über die Elbe die steinernen Platten  
Der Brücke, die sich den Rädern als Tamburin spannt.  
Dann nahmen Wolken mich in ihren wandernden Schatten.  
Von einer spröden Geliebten, unglücklich geliebt –  
plötzlich hab ich mich abgewandt!*

1 Merkwürdigerweise eines der immer wieder neu entdeckten Gedichte aus einer frühen Phase meiner lyrischen Produktion (sie ging '63/'64 zu Ende); ich bin nicht wenig erstaunt gewesen, es neben anderen, später entstandenen Werkchen sogar in der von Jörg Drews in der provokantesten Weise zusammengestellten Anthologie »Das bleibt / Deutsche Gedichte 1945-1995« wiederzufinden: »Das bleibt«, man könnte zufrieden sein, wenn man selber nur genau wüßte, worin die besonderen Qualitäten dieser drei etwas rauhen Strophen bestehen. – Ist das Ding nicht sogar ein kleines biß-

chen kitschig, war sein Symbolismus nicht schon zur Entstehungszeit, nämlich 1962, recht eigentlich passé? – Das bisher letzte Mal finde ich diesen »Abschied« in einer Lokalzeitung der Gegend um Wittenberge abgedruckt, gleichsam als Vorankündigung einer Lesung am 31. Mai 1997 in Müggendorf am Elbdeich – herausgekratmt von Anne Kretschmar, der Veranstalterin dieser »Lesungen im Freien in Müggendorf und Seddin« –; auf der Hinfahrt hatten wir Wittenberge kurz gestreift, seit fast vierzig Jahren das erste Mal wieder.

Ist es noch die gleiche Elbe, die im Rücken des gegen Wind und Wetter lautstark ankämpfenden Rezitators Endler dahinströmt, Lastkahn um Lastkahn befördernd? Kein »Gestank wie von Lumpen« kam von Wittenberge herübergeweht – damals hatte oft eine zähe Duftwolke über der Stadt und der Gegend drumherum gehangen, es hatte nach schwelendem Müllplatz, nach fauligen Lumpen, quellendem Papier, schlechten Speiseresten gerochen –, auch die vermutlich ganz schön giftigen »rötlichen Schaumballen«, von Wittenberges »Zellwolle«-Werk bequemerweise in den Fluß gerülpst, waren im Jahr '97 nirgendwo auf den grauen Wellen zu sichten, selbst als »tänzelnde« nicht. Man begreift: Die ZELLWOLLE, früher zusammen mit der Wittenberger Nähmaschinenfabrik das Leben der Region spürbar mitbestimmend, es gibt sie nicht mehr; tatsächlich meinte irgendwer nach der Lesung: »Man kann jetzt sogar wieder in den Fluß hineinsteigen, ohne vergiftet zu werden.« Es muß in der Zeit nach der Wende ein ganz schöner Kampf um den Erhalt dieses Werkes ausgefochten worden sein, verbunden mit allerlei Unterschriftensammelei, der sich mancher verweigert hat, Sie ahnen, weshalb.

Da ich es, von zwiespältigen Empfindungen geplagt, in mein Notizbuch schreibe, fällt mir plötzlich wieder ein: »Abschied von einer Stadt« ist vor mehreren Jahren – ich weiß nicht mehr, von wem – als erstes ökologisches Gedicht der DDR-Lyrik bezeichnet worden; ich selber habe es allerdings als etwas anderes begriffen, fasziniert von der verworrenen Häßlichkeit der »klassischen« Industrielandschaften, faszi-

niert schließlich vom (dennoch auch beklagten) unglaublichen Zerfall der DDR-Orte, ihrer Verrottung und Verwesung. Nicht ganz zufällig ist der abenteuerlich niedersiechende Prenzlauer Berg in den Siebzigern, Achtzigern mein Thema geworden.

Wahrscheinlich, sage ich mir bisweilen, ist meine Kindheit daran »schuld«, daß ich nicht zu selten der »Ästhetik des Häßlichen« Tribut zolle, daß ich von einer beim besten Willen nicht als hold zu glorifizierenden Stadt als einer »Häßlichen Schönen« sprechen konnte: Hinter unserem tristen Wohnblock in Düsseldorf-Holthausen (Papiermühle, Wasserwerk, Henkel) hat sich eine riesige Müllkippe erstreckt, die im roten Licht der aufgehenden Sonne blitzte und dampfte, schillerte und winkte, bis in den Krieg hinein unser bevorzugter Spielplatz, wenn es uns gelungen war, dem gehaßten Hitlerjugend-»Dienst«, dem »Jungvolk« zu entkommen.

Ja, vielleicht ist dieser Müllplatz das geheime Zentrum meiner »ästhetischen Vision«. – »Den Hallen fern verkommt ein Mondrest: Schlackeberg ...«, eine Zeile, die der sumpfigen Müllkippe meiner Kindheit gelten könnte; sie findet sich aber in dem balladesken Gedicht »Phantasie auf dem Schlackeplatz des Chemiewerks«, in einem der fünf fertig gewordenen Gedichte, die der wittenberger ZELLWOLLE gewidmet sind – o rührender Bitterfelder Weg! –, wo ich einige Wochen mich in Gummistiefeln, in graugrüner Arbeitskluft und mit einem witzigen runden Käppchen auf dem Kopf als schwerlich begabter Transportarbeiter abgemüht habe, und zwar, wie der Fachausdruck lautet, »auf dem Umschlag«.

2    »Na, dann gehst du am besten auf den *Umschlag!*«, hatte man mir geraten, »dort hast du auch frische Luft! Die Dämpfe in der Produktion hält mancher nicht aus ...« (Ich habe mich übrigens nur deshalb als Transport-Mufti verdingt, weil mir auf dem Bitterfelder Weg allmählich die Pfuinanzen ausgegangen waren.) Das ist im Winter '59/'60

gewesen; ich war der übrigen DDR-Welt auf mysteriöse Art abhanden gekommen. Wieder aufgetaucht in Berlin, habe ich drei Jahre später in der Almstadt- bzw. Grenadierstraße, umzischelt von zahlreichen Ratten, den merkwürdigen Zyklus über das Erlebnis ZELLWOLLE geschrieben, wenn ich es 'mal so einfach ausdrücken darf.

Furore gemacht hat seinerseits vor allem das längste der Gedichte, das vorzulesen eine Qual sogar für den Verfasser gewesen ist, zumal seine Zähne Zahn um Zahn abzubröckeln begannen; ich meine das poetische Kuriosum »Nachts im Schwefel«. Die dritte der acht auch rhythmisch verwegenen Strophen: *»O Schwefel, stäube aus dem Waggon! Wir treiben dich weiter. / Schwefel, nachts wie vereister, glitzernd lockender Schnee! / Schwefel, am Morgen vergilbend, am Tag gelb wie glühender Eiter! / Her die eiserne Leiter! / Fort jetzt, fort! Wir erblinden! Die Wurzeln der Augen tun weh.«* Etcetera. B. K. Tragelehn hat in einer erst vierzig Jahre nach seiner Entstehung, nämlich im Jahr 2000 veröffentlichten Studie über »Nachts im Schwefel« nicht ganz und gar zu Unrecht von dem »Zauberland« gesprochen, in das man hier befremdet eintrete\*, wiewohl es sich hauptsächlich um bemühte, wenn auch bilderreiche Deskription handelt, gleichsam vor Ort und wenige Stunden nach dem Event Genauigkeitsirre notiert; in Verse gebracht freilich, wie gesagt, in einem anderen Dschungel.

\* B. K. Tragelehn in einem »Post scriptum 2000« nach der endlichen Drucklegung seines Aufsätzchens »Endlers Nachts im Schwefel« in der *nfl* 5/2000: »Der kleine Aufsatz ist fast vierzig Jahre alt. 1964 für die Spalte *Lesarten* geschrieben und nicht gedruckt. (Und ein paar Jahre später für ein Büchlein im Mitteldeutschen Verlag Halle zwar gesetzt, aber wieder nicht gedruckt.) Beim Lesen nach so langer Zeit ist die erste Frage, warum nicht. Die Entscheidungen der Politurkolik waren im einzelnen immer wieder irrational, im allgemeinen aber höchst rational (in einem bornierten Sinn): Die Partei wollte Partei bleiben. Die der Sieger. Und wenn die Sieger die Sieger bleiben wollen, muß es eben Verlierer geben.«

So ist es gewesen, ich erinnere mich: Mein junger Kollege Peter W. und ich waren angewiesen worden, einen Güterwaggon leer zu schaufeln, der mit bröckligen Schwefelkristallen nachts ins Werk gerollt war, leer zu schaufeln ohne Schutzbrille (an Schutzbrillen herrschte Mangel dazumal in der ZELLWOLLE; wurden sie geklaut?); also schaufelten wir vorsichtig wie noch nie und mit beinahe schmetterlingshaften Bewegungen, damit das arge Schweflige uns nicht ins Gesicht stäube ... Im Grunde keine schwere Arbeit; die leichten und trockenen gelben Kristalle ließen sich relativ mühelos nach draußen schippen, das klebte nicht aneinander wie oft die Kohle oder der Schwelkoks, sondern rieselte wie von selbst und eben leise klirrend auf die riesige Schaufel, vom Proletenwitz »Teelöffel« genannt; schon da man die Wagentür zu öffnen begann, schwirrte es wie ein Wasserfall vor unsere Stiefel. Ein Nichts gewissermaßen, wenn wir eine Schutzbrille vor den Augen gehabt hätten, wie sie eigentlich »vorgeschrieben« war!

Ich muß nicht betonen, daß es eine einigermaßen höllische Nacht wurde damals in Wittenberge; mein Gedicht verhehlt es nicht, aber gewinnt vielleicht gerade deshalb diesen blödsinnigen heroischen Drive, kulminierend in der Schlusstrophe: *»Sie bleibt als Grillengezirp in der Ohrmuschel immer geborgen, / Leise verklingende, böse, liebliche, klirrende Schwefelmusik! / Mit geschwefelten Haaren taumeln wir schwer in den Morgen / zu anderm Glück, andern Sorgen: / Gruß, dem wir halfen, Tag! Grüß laut zurück ...«* So steht es in dem Gedichtband »Die Kinder der Nibelungen« von 1964; ich bekenne ungerne, daß es in einer allerersten Fassung sogar geheißt hat: *»Gruß, dem wir halfen, Tag der Republik!«* Wenigstens das habe ich rasch genug als ziemlich verfehlt erkannt.

Vor allem der schmetternde Schluß mag es bewirkt haben, daß »Nachts im Schwefel« erratisch hineinragt in einige FDJ-Anthologien, einmal sogar sich in einem Schullesebuch aufgestellt hat, obwohl jede Schülerin, jeder Schüler mit Sicherheit bereits an den Zacken, in den Ranken und Dornen der

zweiten Strophe der Komposition verzweifelt hängengeblieben ist ... – Trotzdem denkt B. K. Tragelehn, wie ich sehe, immer noch gelegentlich über dieses Monstrum nach – und es ist bei aller Abseitigkeit ja auch »irgendwas dran« –, wie Karl Mickel jüngst sich ein anderes Gedicht des »Wittenberge-Zyklus« ausgewählt hat, um es zur »Summe des Frühwerks«, des endlerschen, zu erklären, nämlich das schon erwähnte »Phantasie auf dem Schlackeplatz«, gewissermaßen ein urzeitliches Beispiel für *Trash*\*; das alles geschieht im Jahr '97, Spätfolge einiger in Wittenberge verbrachten winterlicher Wochen im Jahr '59. (Wenn es mir mit meinen übrigen Erzeugnissen ähnlich ergeht, brauche ich mich um meinen Nachruhm nicht zu sorgen.)

Daß ich mich damals in Wirklichkeit alles andere als »heroisch« empfunden habe, der ich vor allem mit dem »Teelöffel« losgeschickt wurde, um »Kohle zu putzen«, also entleerte Kohlewaggons zu reinigen, daß ich in Wahrheit ziemlich tief »unten« gewesen bin, das belegen mir ein paar Restnotizen über die Leute in unserer Brigade, eine eher sinistre Gruppe, die vom Unglück ihrer vier Mitglieder gezeichnet gewesen ist: Arthur, der Brigadier, bis zu seinem »Nervenzusammenbruch« Bürgermeister eines größeren Ortes in Mecklenburg, dem schließlich auch noch »sein Häuschen« abgebrannt war – »Ich brauche jeden Morgen meine drei Flaschen Bier« –; Peter, der jüngste, der nach seiner Beteiligung an einer viehischen Gruppenvergewaltigung nach Westdeutschland geflohen war, dort im Kohlebergbau gelernt hatte und dann doch nach Wittenberge zurückgekehrt war – »Ich bin zurückgekommen, weil ich hier geboren bin« –; Paul, der ehemalige Kraftfahrer, welcher »im Duhnaß« einen katastrophalen »Unfall gebaut« hatte – »Eines Tages werde ich wieder einen

\* Es muß auf den bedeutenden Essayband »Gelehrtenrepublik« (Halle; 2000) meines verstorbenen Freundes Karl Mickel hingewiesen werden, in welchem unter dem Titel »Endlers Wandel« dieses und anderes vertieft und z. T. aus anderem Blickwinkel dargestellt ist.

Laster fahren« –; der vierte war ich, der einmal nach seiner Frau gefragt wurde, der mit der Hand die Luft wegschlug und mit den Achseln zuckte, den Arthur nachdenklich ansah: »Mh, 'n toten Mann juckt nischt mehr!«

Ich galt den anderen wahrscheinlich als einer, der »aufgegeben« hatte, wenn sie meine Existenz kommentierten: »Daß du hier arbeitest, Mensch! Da bist du ja nicht von den besten, was?« (Von den besten Schriftstellern; meinten sie.) Immerhin habe ich Tag für Tag ausführliche Notizen gemacht, ganz so, als würde noch etwas kommen ... Nach dem Vertrag vom 1.10.59 war mir übrigens ein »Zeitlohnsatz« von 1,65 Mark pro Stunde verheißen. Der Paragraph 6 des Vertrages besagt: »Über alle betrieblichen Angelegenheiten ist strengstens Stillschweigen zu bewahren, und zwar auch nach Beendigung des Arbeitsverhältnisses.« Ich habe mich wohl kaum daran gehalten, sondern, wie es meine Art ist, geplaudert und geplaudert, z.B. folgendermaßen:

*Blick durch das bizarre Tor aus gestapelten Stämmen!  
Den Hallen fern verkommt ein Mondrest: Schlackeberg,  
Den erstarrende Fluten aus Abfällen geil überschwemmen.  
Der Wind verwirrt den Schnee mit filzigen Strähnen Werg.  
Er zupft an der Krähe auf den alten Benzinkanistern;  
Doch sie schüttelt die Flügel wie in trauriger Mär,  
Gebannt auf den Schlackeplatz, verbannt von ihren  
Geschwistern.  
O grauer Tropfenkreis aus stumpf gewordenem Teer!*

*Wir Fluchenden steigen mit Schaufeln über die kalten  
Hügel knirschenden Schutts; da kreist müde der Vogel auf  
Und läßt sich fallen, von durchsichtgen Fäden gehalten,  
Verzauberte Else! Ihr Stuhl ist ein stachliger Knauf  
Im Raubreif ... Aber einst saß sie gehässig im Warmen,  
Ältliches Fräulein, das bösen Herrn emsig dient  
Und Gifte mischt (– wie krümmten sich sterbend die Armen! –)  
Im weißen Kittel, nun schwarz in Federn geschient!*

*Bös hüpfte sie und kratzt an porösen bröckelnden Steinen,  
In Gestank eingeduckt, im klirrenden Draht ist ihr Bett.  
Wer will sie erlösen? Wer will um die Dienstbare weinen?  
Trag du fleißig Rost mit der Kralle und Kot und verdorbenes  
Fett*

*Sinnlos im Kreis herum! ... Da wir die Abfälle dämmen,  
Lugt sie oft schief und erwartend aus dem Nest ihres Drahts.  
Wie atmen wir auf, wenn über die Mauer aus Stämmen  
Erlösung uns tönt: Signale des Kombinats.*

3 Ich lebe zu meiner eigenen Verwunderung immer noch und fahre fast vierzig Jahre später durch die Priegnitz und die Städtchen Kyritz und Perleberg in Richtung Wittenberge; ich lande schließlich in einer der Elbschleifen nördlich der Stadt und setze mich parat in den Elbwiesen zur Dichterlesung »im Freien«. Meine erste Frage: »Gibt es die ZELLWOLLE noch?« – »Ach, schon lange nicht mehr!« (Das Ende der ZELLWOLLE muß ein Schock für die ganze Gegend gewesen sein.) Existiert denn wenigstens die Nähmaschinenfabrik noch? Damals habe ich mir eine »Liebesgeschichte« zwischen einem Jungen von der ZELLWOLLE und einem Mädchen von der Nähmaschinenfabrik ausgedacht; damals hab' ich mir so manches ausgedacht ... Ich wage es kaum, bei Frau Elbe telefonisch nachzufragen, und tue es dann doch, nachdem ich vorher innigst gebetet habe. Natürlich, sie ist auch hin, sie auch, die schöne Nähmaschinenfabrik!

Was alles anders geworden ist, entnehme ich einem Gedicht von Anne Kratschmer, 1992 den »jungen Mädchen von Wittenberge« gewidmet: »Sie wollen hier nicht weg, / sondern in der Dresdner Bank eine Lehre beginnen.« Nicht ganz mein Fall, geb' ich zu, aber vermutlich doch um Grade gesünder als die Arbeit im gefürchteten Viskose(?) - Keller oder in der »Spinne«, der Spinnerei der ZELLWOLLE 1959. Anne Kratschmer: »Sie wollen lernen, / irgendwas mit Geld, / und später einmal / wenn sie sich schön genug finden, / heiraten sie ...« Vor achtunddreißig Jahren »stand die Aufgabe« vor